

# Zeitschrift für deutsche Philologie

116. Band 1997

## Erscheinungsweise:

vierteljährlich

## Herausgegeben von

WERNER BESCH,  
NORBERT OELLERS,  
URSULA PETERS,  
HARTMUT STEINECKE  
UND HELMUT TERVOOREN

## Redaktion

### Ältere Germanistik und Sprachwissenschaft (Hefte 1 und 3):

PROF. DR. WERNER BESCH  
Hohsweg 64 · D-53125 Bonn  
PROF. DR. URSULA PETERS  
Institut für deutsche Sprache  
und Literatur  
Universität zu Köln  
Albertus-Magnus-Platz · D-50923 Köln  
PROF. DR. HELMUT TERVOOREN  
DR. SANNHE FRUNCK-SJAAR  
(Redaktionelle Mitarbeiterin)  
FB 3 – Germanistik  
Universität-GH Duisburg  
Lotharstr. 65 · D-47057 Duisburg

## Redaktion

### Neuere Literaturwissenschaft (Hefte 2 und 4):

PROF. DR. NORBERT OELLERS  
Germanistisches Seminar  
Universität Bonn  
Am Hof 1 D · D-53113 Bonn  
PROF. DR. HARTMUT STEINECKE  
DR. FRITZ WAHRENBURG  
(Redaktioneller Mitarbeiter)  
FB 3 – Germanistik  
Universität-GH Paderborn  
Warburger Str. 100  
D-33098 Paderborn

## Verlag:

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.  
Berlin · Bielefeld · München  
Genthiner Str. 30 G  
D-10785 Berlin-Tiergarten  
Telefon: 030 / 25 00 85-00  
Fax: 030 / 25 00 85-21

## Vertrieb:

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.  
Genthiner Str. 30 G  
D-10785 Berlin-Tiergarten  
Telefon: 030 / 25 00 85-22  
Fax: 030 / 25 00 85-11

## Konten:

Berliner Bank AG  
Konto 32 076 274 00  
BLZ 100 200 00

## Bezugsbedingungen:

Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 244,-/öS 1.780,-/sfr. 220,-; Einzelheft DM 68,-/öS 496,-/sfr. 61,50; Sonderpreis für Studenten gegen Vorlage einer Studienbescheinigung je Heft DM 56,-/öS 409,-/sfr. 50,50 jeweils einschließlich 7 % Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten. Die Bezugsgebühr wird jährlich im Voraus erhoben. Abbestellungen sind mit einer Frist von 2 Monaten zum 1. 1. j. möglich. Keine Ersatz- oder Rückzahlungsansprüche bei Störung oder Ausbleiben durch höhere Gewalt oder Streik.

Weiter siehe Umschlagseite 3

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE  
(ZfdPh)

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Oellers ·  
Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

*116. Band 1997 · Sonderheft*

**Philologie als Textwissenschaft**  
**Alte und neue Horizonte**

Herausgegeben von Helmut Tervooren und Horst Wenzel

## SITUATIONEN DES TEXTES

### Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘

von Peter Strohschneider, Dresden

#### 1.

New Philology: Das ist zunächst ein Schlagwort gegenwärtiger mediävistischer Methodendiskussion, und fast möchte man meinen, es hätte noch prägnanter formuliert werden können, wenn man etwa auf eine Bildung in Analogie zu anderen kurrenten ‚New-isms‘ – New Medievalism<sup>1</sup> oder New Historicism<sup>2</sup> etwa – verfallen wäre: ‚New Philologism‘. Die Leistung des Schlagworts als Selbstsymbolisation methodologischer Positionen liegt in einem Beitrag zu deren Stabilisierung, zur Durchsetzung ihrer disziplinären Geltungsansprüche, es stattet diese Positionen mit einer Geschichte aus, in welcher sie als (vorläufiges) Ziel eines Fortschrittsprozesses erscheinen<sup>3</sup> – es gibt nämlich jetzt auch eine alte Philologie –, und dies nicht zuletzt kraft Teilhabe an Theoriebewegungen, welche als ‚Postmoderne‘ firmieren. In Hinsicht auf solche Leistungen ist das, was mit dem Schlag-Wort vom Schlagwort als terminologische Unschärfe des Ausdrucks ‚New Philology‘ kritisiert werden könnte, selbstverständlich kein Defizit, sondern eine Möglichkeitsbedingung. Und ebenso versteht sich, daß die Beiträge dieses Sonderheftes der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ die angedeutete Etablierung ihrer ‚neuen‘ Ansätze mit befördern, wenn sie sich auf Diskussionen mit der ‚New Philology‘, affirmativ oder kritisch, einlassen.

Solches setzt indes nun voraus, doch genauer wissen zu wollen, welche Positionen es sind und wie sie sich zueinander verhalten, die das Schlagwort zu institu-

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu etwa Eugene Vance: A Coda: Modern Medievalism and the Understanding of Understanding, in: *New Literary History* 10,2 (1979), S. 377–383; Marina S. Brownlee/Kevin Brownlee/Stephen G. Nichols (Hgg.): *The New Medievalism* (Parallax. Re-visions of Culture and Society), Baltimore–London 1991. – Ich nehme die Okkasionalität dieser Bemerkungen zur ‚New Philology‘ als Lizenz und laufe besonders in den letzten Abschnitten bewußt das Risiko möglicherweise fragwürdiger Verallgemeinerungen und des Vorwurfs der ‚Textferne‘: Unabdingbare historische wie systematische Differenzierungen und die Plausibilisierung einzelner Positionen vom literaturgeschichtlichen Einzelfall her müssen hier ausgespart bleiben.

<sup>2</sup> Im deutschen Sprachraum zuletzt etwa Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt/Main 1995.

<sup>3</sup> Man könnte solches im Sinne von Karl-Siegbert Rehberg als typische Mechanismen von Institutionalisierungsprozessen beschreiben; vgl. Karl-Siegbert Rehberg: *Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen*, in: Gerhard Göhler (Hg.): *Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie*, Baden-Baden 1994, S. 47–84; vgl. auch Gottlieb Gaiser: *Literaturgeschichte und literarische Institutionen. Zu einer Pragmatik der Literatur* (Literatur + Wissenschaft 1), Meitingen 1993, hier bes. S. 143 ff.

tionalisieren verhilft. Dabei darf man vielleicht zunächst polemisch sagen, ‚New Philology‘ sei unter anderem insofern postmodern, als nicht umstandslos auf den Begriff zu bringen ist, was sich mit ihm verbindet. Hält man sich etwa an das von Stephen G. Nichols herausgegebene einschlägige Themenheft von „Speculum“, so fällt nicht nur die Streuung der Gegenstände und Frageinteressen, sondern zugleich auch eine gewisse Uneinheitlichkeit der methodischen Vorgehensweisen und ihrer theoretischen Implikationen ins Auge: Hier steht das Plädoyer für eine traditionalistische Textphilologie, welche sich noch auf den positivistischen „respect for the facts, for the concrete realities of the text“ zurückziehen zu können glaubt<sup>4</sup>, neben Howard Blochs furioser Dekonstruktion des mittelalterlichen Textes und Destruktion seiner Lesbarkeit für uns<sup>5</sup>; hier rückt eine Vorstellung elaborierter Ansätze zu einer diskurspragmatischen Geschichte und Theorie mittelalterlicher Volkssprachen<sup>6</sup> dem Versuch zur Seite, ein durchaus konventionelles und vereinfachendes Modell der Situierung literarischer Texte in sozialen Kontexten gegen die – im übrigen geschickt herauspräparierte – sogenannte semiotische Herausforderung der Historiographie noch einmal zu behaupten<sup>7</sup>; hier finden sich schließlich lesenswerte Überlegungen zu einer postmodernen Neukontextualisierung und -legitimierung der Mittelalterwissenschaften, welche sich auf deren Bedingungen im angloamerikanischen System der ‚Humanities‘ konzentrieren, doch auch für die deutsche Mediävistik wachsende Aktualität gewinnen könnten.<sup>8</sup>

‚New Philology‘ wäre also eine Form der *bricolage*, und das hat freilich seine postmoderne Richtigkeit: „Eclecticism is the degree zero of contemporary general culture.“<sup>9</sup> Doch gibt es über die Unterschiedlichkeit der Perspektiven und Methoden hinweg wiederkehrende Akzentuierungen und Problemlagen, die ein gemeinsames Etikett rechtfertigen. Ich sehe sie zumal in einer gewissermaßen pragmatischen Wende dieser Philologie, die der ‚Materialität der Kommunikation‘<sup>10</sup> in der semi-oralen Handschriftenkultur gewachsene Aufmerksamkeit entgegenbringt und für die sich daher in besonderer Weise die Frage nach Begründung und Status von Textualität sowie nach der Modellierung von Text-Kontext-Relationen

<sup>4</sup> Siegfried Wenzel: Reflections on (New) Philology, in: Speculum 65 (1990), S. 11–18, das Zitat S. 18.

<sup>5</sup> R. Howard Bloch: New Philology and Old French, in: Speculum 65 (1990), S. 38–58.

<sup>6</sup> Suzanne Fleischman: Philology, Linguistics, and the Discourse of the Medieval Text, in: Speculum 65 (1990), S. 19–37.

<sup>7</sup> Gabrielle M. Spiegel: History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages, in: Speculum 65 (1990), S. 59–86; vgl. dazu unten Punkt 5. sowie Anm. 44.

<sup>8</sup> Lee Patterson: On the Margin: Postmodernism, Ironic History, and Medieval Studies, in: Speculum 65 (1990), S. 87–108.

<sup>9</sup> Jean-François Lyotard: The Post-Modern Condition: A Report on Knowledge. Translated by Geoff Bennington and Brian Massumi, Manchester 1984, S. 76.

<sup>10</sup> So nach dem Titel eines Sammelbandes von Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.): Materialität der Kommunikation, Frankfurt/Main 1988.

stellt. Es ist, mit den Worten Nichols', die „manuscript culture that the ‚new‘ philology sets out to explore in a postmodern return“ zu den von der Episteme des 19. Jahrhunderts verschütteten „origins of medieval studies.“<sup>11</sup> Solche nachdrückliche Historisierung des mittelalterlichen Textes und seiner Instanzen vollzieht sich *notwendig* als Destruktion von Kategorien und Implikationen des Textbegriffs, welche an die epistemologischen Bedingungen des 19. Jahrhunderts und seiner Buchkultur gebunden sind<sup>12</sup> und welche mit deren sukzessiver Auflösung in unserer eigenen Wissens- und Medienrevolution historisch kontingent – und in ihrer Kontingenz reflektierbar – werden. Was Karl Stackmann als die Emphase der Abgrenzung der neuen von der alten Philologie bezeichnete<sup>13</sup>, stellt sich als Effekt dieser Konstellation dar. Die ‚alte‘ Philologie ist Element und Produkt jener sich transformierenden Diskursformationen des vergangenen (und der ersten Jahrzehnte des vergehenden) Jahrhunderts<sup>14</sup>, und „emphatisch“ muß die Abgrenzung sein, weil – so gesehen – nicht nur eine unter anderen methodischen Neuorientierungen auf dem Programm stünde, sondern die Rationalität und Legitimität mediävistischer Philologie überhaupt: Wie läßt sich in den, sei es auch methodisch fortentwickelten Traditionen der ‚alten‘ Philologie weiterhin Mediävistik betreiben, wenn die historische Kontingenz ihrer Begründungszusammenhänge unübersehbar geworden ist?

## 2.

Solche Fragen gehören nicht zu denen, von welchen die Diskussion in der germanistischen Mediävistik bestimmt wird. Zugegebenermaßen sind mögliche Antworten auch schwierig (und noch schwieriger verbindlich zu machen), und darüber hinaus könnte man hier einer ‚Krise der Mediävistik‘, sowohl ihrer theoretischen Fundierungen als auch ihrer praktischen Geltung ansichtig werden, vor deren Wahrnehmung in der Bundesrepublik noch immer die institutionelle Verankerung der Disziplin im Massenfach Germanistik schützt. Die englischen und amerikanischen Beiträge des „Speculum“-Themenheftes hingegen reagieren explizit auf eine als prekär erfahrene Lage der Mittelalterwissenschaften<sup>15</sup>, und sie tun dies in einer Reihe von Aufsätzen, in denen perspektivenreiche Anstöße stecken. Auch auf diese Vielfalt des disziplinären Fragens läßt sich die germani-

<sup>11</sup> Stephen G. Nichols: Introduction: Philology in a Manuscript Culture, in: *Speculum* 65 (1990), S. 1–10, Zitat S. 7.

<sup>12</sup> Vgl. zumal Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*, Paris 1989, bes. S. 17 ff., 73 ff.

<sup>13</sup> Karl Stackmann: Neue Philologie?, in: Joachim Heinze (Hg.): *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, Frankfurt/Main–Leipzig 1994, S. 398–427, hier S. 399.

<sup>14</sup> Bloch [Anm. 5], S. 39 et pass., spricht pointiert von „the philology of the interlude“.

<sup>15</sup> Vgl. insbesondere Nichols [Anm. 11] und Patterson [Anm. 8], sowie S. Wenzel [Anm. 4], S. 11 ff.; Fleischman [Anm. 6], S. 19, 29.

stische Mediävistik nur zögernd ein. Die Debatte um eine ‚Neue Philologie‘ konzentriert sich hier vielmehr gegenwärtig vor allem auf zwei, miteinander freilich verschränkte Problemfelder: die metaphorisch so genannte ‚Offenheit‘ mittelalterlicher Texte<sup>16</sup> sowie die Instanzen der Textautorisation. Nicht zuletzt offenbar unter dem Eindruck der Provokation von Bernard Cerquignin's „Éloge de la variante“ (1989) ist in solcher Akzentuierung der Begriff der Philologie in seiner gewissermaßen klassischen Eingrenzung als ‚Autor‘-, ‚Werk‘-Wissenschaft noch immer wirksam; darin zeichnen sich übrigens bis heute die Spuren jener auch philologischen ‚querelles franco-allemandes‘ des 19. Jahrhunderts ab, die zuletzt Howard Bloch im Überblick skizzierte.<sup>17</sup>

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1994 hat Karl Stackmann unter dem Titel „Neue Philologie?“ die angedeuteten Diskussionsschwerpunkte in repräsentativer Weise formuliert, und auch insofern ist, was er vertritt, in der Tat „weitgehend Allgemeinbesitz der Älteren Germanistik“.<sup>18</sup> Er fragt, was die ‚neue‘ Philologie an der ‚älteren‘ zu kritisieren habe: „Die Schlüsselrolle kommt in diesem Zusammenhang dem Vorwurf zu, die traditionelle Philologie habe zu Unrecht die Kategorien ‚Autor‘ und ‚Werk‘ auf volkssprachliche Texte aus dem Mittelalter angewandt. Diese Kritik führt zu einer veränderten Sicht auf die *Handschriften* und die *Sprache* mittelalterlicher Texte und schließlich dann zu neuen Anforderungen an die *Edition* dieser Texte.“<sup>19</sup> Insofern ihre Herausforderungen hier wesentlich unter der Perspektive von Textkritik und Editorik wahrgenommen, durch solche Selektion aber möglicherweise auch abgeblendet werden, konnte „Karl Stack-

<sup>16</sup> Es gibt vergleichsweise frühe Vorstöße (etwa Jürgen Kühnel: Der ‚offene Text‘. Beitrag zur Überlieferungsgeschichte volkssprachiger Texte des Mittelalters, in: Leonard Forster/Hans Gerd Roloff [Hgg.]: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975. Heft 2 [Jahrbuch für Internationale Germanistik A II,2], Bern-Frankfurt/Main 1976, S. 311–321), doch scheint die Diskussion in der Germanistik (vgl. z. B. die unten Anm. 70 ff. genannten Beiträge) längere Zeit insgesamt weniger dicht gewesen zu sein als in der romanistischen und anglistischen Mediävistik (– es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Eindruck nur der Effekt perspektivischer Wahrnehmung über die Fachgrenze hinweg ist); vgl. dort zum Beispiel: Paul Zumthor: Le Texte-fragment, in: *Langue française* 40 (1978), S. 75–82; Gerald L. Bruns: The Originality of Texts in a Manuscript Culture, in: *Comparative Literature* 32,2 (1980), S. 113–129; David F. Hult (Hg.): *Concepts of Closure* (Yale French Studies 67), New Haven 1984; Larry Sklute: *Virtue of Necessity. Inconclusiveness and Narrative Form in Chaucer's Poetry*, Columbus/Ohio 1984; Madeleine Jay: Le Texte Médiéval: Mode d'Emploi, in: *Texte. Revue de critique et de théorie littéraire* 5/6 (1986/1987), S. 279–300; Matilda Tomaryn Bruckner: Intertextuality, in: Norris J. Lacy/Douglas Kelly/Keith Busby (Hgg.): *The Legacy of Chrétien de Troyes (Faux titre 31)*, Amsterdam 1987, Bd. 1, S. 223–265; Rosemarie P. McGerr: *Medieval Concepts of Literary Closure: Theory and Practice*, in: *Exemplaria* 1 (1989), S. 149–179; Fleischman [Anm. 6].

<sup>17</sup> Vgl. Bloch [Anm. 5], S. 39 ff.

<sup>18</sup> Stackmann [Anm. 13], S. 400.

<sup>19</sup> Ebd.

mann die ‚neue Philologie‘ als eine ziemlich alte erweisen“.<sup>20</sup> Das war indes kaum schon alles. Die neuen Formen der ‚Textzentrierung der ‚neuen Philologie‘ sind vielmehr in einen Zusammenhang methodischer Aufmerksamkeitsveränderungen eingelassen, von dem her sie sich eigentlich begründen lassen. Erst im Kontext neuer Interessen an Problemen etwa der Medien- und Wahrnehmungsgeschichte, der Kommunikationspragmatik, der Schrift und ihrer Relationen etwa zu nicht-schriftlichen auditiven und visuellen Zeichensystemen ist auch die Frage nach dem Status mittelalterlicher Textualität in radikalierter Weise formulierbar: In Cerquiglinis mittlerweile berühmt gewordenem Diktum „l'écriture médiévale ne produit pas des variantes, elle est variance“<sup>21</sup> ist darum der Begriff des Textes gerade vermieden.

Es ist mir um erweiterte Perspektiven der angedeuteten Art zu tun, wenn ich in diesen Diskussionsbemerkungen zur ‚New Philology‘ den Vorschlag skizzieren will, eine ihrer Leitfragen auch einmal umzukehren: nicht nur nach der Offenheit und Prozessualität des mittelalterlichen Textes zu fragen, sondern auch danach, wie überhaupt und zu welchen Formen seiner Stabilität und Invarianz es unter den medien- und kommunikationsgeschichtlichen Bedingungen der mittelalterlichen volkssprachigen Literatur habe kommen können. Die Bemerkungen zielen dabei auf dieses Problem selbst, nicht schon auf mögliche Lösungen. Mein Leitfaden ist die Frage nach der Situationalität des mittelalterlichen Textes als eine Möglichkeit, nach den Voraussetzungen der „manuscript culture“ (S. G. Nichols) zu fragen.

### 3.

Wenn man einen programmatischen Fluchtpunkt der Ansätze der ‚New Philology‘ in der Historisierung des mittelalterlichen Textes sehen darf, dann läuft das zunächst darauf hinaus, den Konstrukten der traditionellen mediävistischen Textkritik und Editorik die je historischen Konkretisationen mittelalterlicher Texte gegenüberzustellen, und das heißt zugleich: Texte als Manifestationen historisch spezifischer, also in situative Handlungskontexte eingelassener Kommunikationen aufzufassen. Von hier aus lassen sich zwei Argumentationslinien aufnehmen, die für diesen Ansatz – und seine Diskussion in der Altgermanistik – wichtig sind. Zum einen nämlich relativiert er (und verändert damit) die Bedeutung der Instanz des Autors für Funktionen der Textbegründung und Textautorisation. Karl Stackmann hat demgegenüber „auf die Größe ‚Autor‘ nicht gänzlich verzichten“ wollen<sup>22</sup>, und daran ist sicher richtig, daß Texte als Manifestationen

<sup>20</sup> Jan-Dirk Müller: Neue Altgermanistik, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 39 (1995), S. 445–453, hier S. 449.

<sup>21</sup> Cerquiglini [Anm. 12], S. 111.

<sup>22</sup> Stackmann [Anm. 13], S. 403.

kommunikativer Handlungen prinzipiell Handlungssubjekte voraussetzen.<sup>23</sup> Doch stand dies schwerlich in Frage. Diskussionswürdig ist vielmehr einerseits, wie mit der „Größe ‚Autor‘“ interpretatorisch normalerweise operiert wird, nämlich in einem Zirkel, der das textuelle Konstrukt oder textanalytische Rekonstrukt ‚Autor‘ als sodann schwer auflösbare Voraussetzung in die weitere hermeneutische Arbeit eingehen läßt. Ein Problem ist zum anderen, welche Subjektkategorien bei der Konstruktion des Handlungssubjekts ‚Autor‘ impliziert sind und wie sie für Reflexionen auf die historische Alterität mittelalterlicher Subjektkonstitutionen offen gehalten werden könnten.<sup>24</sup> Einen dritten, damit verbundenen Problemzusammenhang (auch) autorzentrierter Mittelalterphilologie bildet schließlich die Historizität von Autorschaftskonzepten, also der geschichtliche Wandel der Relation von Handlungssubjekt und Handlung, von ‚Autor‘ und ‚Text‘. Statt systematischer Ausführungen<sup>25</sup> kann ich an dieser Stelle lediglich

<sup>23</sup> Vgl. etwa Rainer Warning: Der inszenierte Diskurs. Bemerkungen zur pragmatischen Relation der Fiktion, in: Dieter Henrich/Wolfgang Iser (Hgg.): Funktionen des Fiktiven (Poetik und Hermeneutik 10), München 1983, S. 183–206, hier S. 185 ff.

<sup>24</sup> Anstatt dies Problem hier auszuführen, erinnere ich lediglich an eines der berühmtesten Beispiele aus der mittelalterlichen Dichtung: Die erste Strophe der C-Version des *Nibelungenliedes* löst im Verlauf ihres wohl apokoinu konstruierten Satzes aus dem kollektiven *Uns* der Hörer eines überpersonalen Erzählvorganges (*mæren*), dessen Subjekt die Tradition selbst ist, eine dem Erzählen gegenüber tretende Rezeptionsgemeinschaft heraus (*muget ir nu wunder hæren sagen*). Dabei ist aber entscheidend, daß, wie sich am Pronominaugefüge des Satzes zeigt, die Subjektstelle der beginnenden Narration gerade unbesetzt bleibt. Hier spricht kein Ich mit Subjektstatus, hier lehnt vielmehr ein Sprecher einer überpersonalen und ‚sich selbst‘ erzählenden kollektiven epischen Tradition die Stimme. Darin erinnert diese Exposition in poetologisch riskanter, schriftliterarisch freilich nicht auf Dauer zu stellender Weise an einen historisch vergangenen Modus der epischen Rede ohne ‚Autor‘, deren Besonderheit nicht schon ihre Anonymität ist, sondern die Alterität der vorausgesetzten Formen von Subjektkonstitution; vgl. Michael Curschmann: Dichter *alter maere*. Zur Prologstrophe des ‚Nibelungenliedes‘ im Spannungsfeld von mündlicher Erzähltradition und laikaler Schriftkultur, in: Gerhard Hahn/Hedda Ragotzky (Hgg.): Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur. Literarische Texte und ihr historischer Erkenntniswert (Kröners Studienbibliothek 663), Stuttgart 1992, S. 55–71.

<sup>25</sup> Vgl. aus der germanistischen Mediävistik etwa: Rupert Kalkofen: Der Priesterbetrug als Weltklugheit. Eine philologisch-hermeneutische Interpretation des „Pfaffen Amis“ (Epistemata 49), Würzburg 1989, bes. S. 14 ff.; Ralf Simon: Einführung in die strukturalistische Poetik des mittelalterlichen Romans. Analysen zu deutschen Romanen der *matière de Bretagne* (Epistemata 66), Würzburg 1990, S. 227 ff.; Walter Haug/Burghart Wachinger (Hgg.): Autorentypen (Fortuna vitrea 6), Tübingen 1991; Dietmar Peschel-Rentsch: Gott, Autor, Ich. Skizzen zur Genese von Autorbewußtsein und Erzählerfigur im Mittelalter (Erlanger Studien 89), Erlangen 1991; Gerhard Wolf: Autopoiesis und Autorpoesie. Zur Funktion des Autors in frühneuzeitlichen Hauschroniken, in: Felix Philipp Ingold/Werner Wunderlich (Hgg.): Fragen nach dem Autor. Positionen und Perspektiven, Konstanz 1992, S. 61–71; Helmut Tervooren: Die Frage nach dem Autor. Authentizitätsprobleme in mittelhochdeutscher Lyrik, in: Rüdiger Krohn in Zusammenarbeit mit Wulf-Otto Dreeßen (Hgg.): „*Da bæret ouch geloube zuo*“. Überlieferungs- und Echtheitsfragen zum Minnesang. Beiträge zum Festcolloquium für Günther Schweikle anlässlich seines 65. Geburtstages, Stuttgart-



zwei allgemeinere Bemerkungen machen zu jenen Beispielen, durch die Stackmann auch „im Mittelalter einen entwickelten Sinn für die Rolle des Autors“<sup>26</sup> belegt findet. Er erinnert zum einen an Formen der Dichtermemoria, Literaturkataloge, Dichterfehden und die Selbstnennung von Autoren, doch handelt es sich hierbei nicht um Belege auktorialer Textautorisation, sondern streng genommen nur um Beispiele der textuellen, oft spielerisch-virtuosen Inszenierung entsprechender Möglichkeiten.<sup>27</sup> Man mag freilich davon ausgehen, daß solches textuelle Spielen den Möglichkeitshorizont indiziert, der in jener Kultur für die Modellierung von Autor-Text-Relationen denkbar war. Doch heißt dies noch nicht, daß entsprechende Möglichkeiten auch aktualisiert wurden, wo mit ihnen gespielt werden konnte. Ebensowenig ist damit schon gesagt, daß auktoriale Autorisation den Text so definiert und fixiert, daß ihm der traditionelle Werkbegriff der Altgermanistik angemessen sein könnte: Was man als ‚Autorbewußtsein‘ oder auch als ‚Werkbewußtsein‘ bezeichnet, bürgt noch nicht für ein Bewußtsein von jener geschlossenen linguistischen Identität von Textgestalten, die den Text gegen Prozesse der *variance* und den Zugriff von Reproduzenten abschottet.<sup>28</sup>

Ähnlich ließe sich bei jenen Beispielen argumentieren, die Stackmann für die autoritative Sanktionierung, für die ‚Philologisierung‘ von Textversionen im volkssprachigen Mittelalter anführt. Daß nämlich etwa Autographen überliefert sind und Urheber verändernd in Handschriften eingegriffen haben<sup>29</sup>, indiziert zunächst gerade die Variabilität handschriftlicher Texte, belegt aber noch keineswegs, daß ‚Autoren‘ eigenhändig die Prozesse des Abschreibens und damit der *mouvance*<sup>30</sup>, vielleicht

---

Leipzig 1995, S. 195–204; Volker Mertens: Autor, Text und Performanz. Überlegungen zu Liedern Walthers von der Vogelweide, in: Carla Dauven-van Knippenberg/Helmut Birkhan (Hgg.): *Sô wold ich in fröiden singen* (FS Anthonius H. Touber/Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 43–44), Amsterdam–Atlanta, GA 1995, S. 379–397; sowie demnächst Jens Haustein/Peter Strohschneider (Hgg.): *Autor und Autorschaft im Mittelalter*, Meißener Colloquium 1995, Tübingen 1997 [in Vorbereitung].

<sup>26</sup> Stackmann [Anm. 13], S. 403.

<sup>27</sup> Vgl. auch Ursula Peters: Hofkleriker – Stadtschreiber – Mystikerin. Zum literarhistorischen Status dreier Autorentypen, in: Haug/Wachinger [Anm. 25], S. 29–49, hier S. 29 ff.

<sup>28</sup> So etwa auch Hans Fromm: Zur Geschichte der Textkritik und Edition mittelhochdeutscher Texte, in: Robert Harsch-Niemeyer (Hg.): *Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien*. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages, Tübingen 1995, S. 63–90, hier S. 85.

<sup>29</sup> Stackmann erinnert an Otfrid, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein und Michel Behaim. Zu beachten ist indes, daß diese Belege auf unterschiedlichen kategorialen Ebenen liegen: Für ‚heilige‘ Texte wird man andere Standards auch linguistischer Unveränderbarkeit ansetzen, als für ‚profane‘; so selbst Cerquiglini [Anm. 12], S. 59. Weiterführende Anregungen hierzu etwa bei Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, bes. S. 87 ff.

<sup>30</sup> Der Begriff von Paul Zumthor: *Essai de poétique médiévale*, Paris 1972, S. 507; ders.: *Intertextualité et mouvance*, in: *littérature* 41 (Februar 1981), S. 8–16; vgl. auch z. B. Mary B. Speer: *Wrestling with Change: Old French Textual Criticism and Mouvance*, in: *Olifant* 7 (1979/1980), S. 311–325.

der Textverbesserung' autoritativ ein für allemal hätten abschließen wollen. Zum Zeugnis für seine Unveränderbarkeit werden Veränderungen des Textes erst unter der Voraussetzung spezifischer auktorialer Absichten, von denen wir, die wir nur die Texte haben, nichts wissen können, sowie eines Konzeptes von Autorschaft, welches vor der technischen Reproduzierbarkeit von Schrift jedenfalls außergewöhnlich wäre. Wenn Stackmann als „durchaus nicht unwahrscheinlich“ konzediert, „daß es Texte gab, die in den Augen ihrer Urheber ‚offen‘, d. h. frei für eine Umformung waren“<sup>31</sup>, dann werden in solcher Rückwendung auf die Intentionen der letztlich autonom gedachten Subjekte die Implikationen des medien- und kommunikationsgeschichtlichen Status der mittelalterlichen Schriftkultur wohl unterschätzt.

4.

Es sind indes nicht zuletzt solche konkreten historischen Implikationen, keineswegs allein prinzipielle Überlegungen aus strukturalistischen und poststrukturalistischen Theorietraditionen<sup>32</sup>, welche Anlaß dazu geben, die Formen und Funktionen der Textautorisation sowie die Determinanten mittelalterlicher Textualität nicht in den Autorsubjekten, sondern in den Modalitäten und Umständen des Textgebrauchs zu suchen. Mit dieser Verschiebung des Textes vom ‚Autor‘ auf die ‚Kommunikationssituation‘<sup>33</sup> ist jener zweite Argumentations- und Problemzusammenhang berührt, auf welchen es für die ‚New Philology‘ auch in ihrer Orientierung am Text, nämlich an seiner Prozessualität, seiner *variance* an-

<sup>31</sup> Stackmann [Anm. 13], S. 404 f.

<sup>32</sup> Vgl. etwa Roland Barthes: *The Death of the Author*, in: Ders.: *Image Music Text. Essays selected and translated by Stephen Heath*, London 1977, S. 142–148; Friedrich A. Kittler/Horst Turk: *Einleitung*, in: Diess. (Hgg.): *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*, Frankfurt/Main 1977, S. 9–43; Michel Foucault: *Was ist ein Autor?*, in: Ders.: *Schriften zur Literatur. Aus dem Französischen von Karin von Hofer und Anneliese Botond*, Frankfurt/Main 1988, S. 7–31; Uwe Japp: *Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses*, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hgg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt/Main 1988, S. 223–234; Felix Philipp Ingold: *Der Autor im Text* (Reihe um 9), Bern 1989; ders.: *Der Autor am Werk* (Reihe Akzente), München 1993.

<sup>33</sup> Man darf an dieser Stelle vielleicht darauf aufmerksam machen, daß sich in dieser mediävistisch literaturwissenschaftlichen Aufmerksamkeitsveränderung ein fundamentaler epistemischer Wandlungsprozeß niederschlägt, der „viele Namen“ hat, den man aber mit Peter Fuchs „strukturell gekennzeichnet“ sehen könnte „dadurch, daß die Probleme des Bewußtseins mehr und mehr umgeschrieben werden auf Probleme der Kommunikation, daß Descartes Leerformel des ‚ich denke, ich bin‘ heute zum Ausgriff in eine Welt nötigt, die sozial (also kommunikativ) konstituiert ist, ein Ausgriff mit nicht rücknehmbaren Folgen für das, was man dann noch denken, was man dann noch kommunizieren kann“. (Peter Fuchs: *Die Umschrift. Zwei kommunikationstheoretische Studien: „japanische Kommunikation“ und „Autismus“*, Frankfurt/Main 1995, S. 8). Kritisch dazu etwa Jochen Hörisch: *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes* (edition Suhrkamp 1988), Frankfurt/Main 1996, hier S. 221–232, bes. 230.

kommt. Es gehört zu jenen genannten Implikationen, daß die Formen der Produktion, Distribution und Rezeption von Texten in der semi-oralen Handschriftenkultur in spezifischer Weise situational gebunden sind, und darin zunächst liegen – vor allen Lizenzen, die Autoren hätten gewähren oder versagen können – die Gründe für den historisch fremden Status von Text und Schrift im Mittelalter. *Ich erinnere auch hier vorerst nur an Bekanntes: Die Schrift stellt Texte und Wissen zur Wiederverwendung in gewandelten Kontexten zur Verfügung, sie löst sie insofern vom Hier und Jetzt aktueller Kommunikationen ab. Schrift ist also in dem Sinne situationsabstrakt, daß die von ihr tradierten Texte und das darin bewahrte Wissen in unterschiedlichen (wenngleich nicht beliebigen) Kommunikationssammenhängen je neu aktualisiert werden können. Indes verdichten sich diese technisch-medial vermittelten Formen der situations- und damit körperabstrakten Kommunikation auch im Mittelalter erst sukzessive zu einer von konkreten Interaktionszusammenhängen sich ablösenden, sie dann auch substituierenden Schrifttradition, welche Texte und Wissen generalisieren sowie die Kommunikationsteilnehmer in Raum und Zeit auseinanderrücken und gegeneinander isolieren kann. Schriftliche Kommunikation bleibt vielmehr im Mittelalter weiterhin an interaktive Verständigung unter Anwesenden<sup>34</sup>, an deren Funktionen und Modalitäten gebunden.<sup>35</sup>*

<sup>34</sup> Ich verwende hier und im folgenden ‚Interaktion‘ in diesem Sinne terminologisch; vgl. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main <sup>4</sup>1991, bes. S. 560 ff.; vgl. auch ders.: Einfache Sozialsysteme, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen <sup>3</sup>1986, S. 21–38.

<sup>35</sup> Dies zunächst ganz konkret, insofern die Reproduktion und Rezeption schriftgestützter Texte sich vorwiegend in körpergebundenen Aufführungszusammenhängen vollzieht, erst hier aus der Schrift ein kommunizierbarer ‚Text‘ erhebt – Paul Zumthor reserviert hierfür den Ausdruck ‚Werk‘ (vgl. Paul Zumthor: La lettre et la voix. De la ‚littérature‘ médiévale, Paris 1987; ders.: Körper und Performanz, in: Gumbrecht/Pfeiffer [Anm. 10], S. 703–713; ders.: Einführung in die mündliche Dichtung. Aus dem Französischen übersetzt von Irene Selle. Durchgesehen von Jacqueline Grenz, Berlin 1990, S. 72 ff.); und noch wer für sich selber liest, transformiert, leise murmelnd oder laut sprechend, das relativ körperabstrakte graphische zum Zwecke der Rezeption in ein körpergebundenes stimmlich akustisches Zeichensystem. Analog liegen die Verhältnisse bei der Herstellung von Schrifttexten in einer Kultur, die dies noch nicht maschinell-technisch vermittelt, die in der Regel die Funktionen des Textproduzenten (*dictare*) und des Schriftproduzenten (*scribere*) auseinanderhält und die darum die verschiedenen Funktionsträger in einen körpergebundenen Interaktionszusammenhang bringen muß, wenn Text Schrift werden soll; vgl. etwa Fleischman [Anm. 6], S. 20, 29. – Vorstöße zu einer auf die Rezeptionsseite bezogenen historischen Differenzierung im Spätmittelalter bei Herfried Vögel: Die Pragmatik des Buches. Beobachtungen und Überlegungen zur Liebeslyrik Hugos von Montfort, in: Michael Schilling/Peter Strohschneider (Hgg.): Wechselspiele. Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen mittelhochdeutscher Lyrik (GRM-Beiheft 13), Heidelberg 1996, S. 245–273; Martin Huber: Fingierte Performanz. Überlegungen zur Codifizierung spätmittelalterlicher Liedkunst, in: Jan-Dirk Müller (Hg.): ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und früher Neuzeit (Germanistische Symposien Berichtsbd. XVII), Stuttgart-Weimar 1996, S. 93–106.

Solche konkreten Zusammenhänge von körpergebundener mündlicher und schriftgestützter Kommunikation lassen sich generalisieren zum Prinzip der Subsidiarität der Schrift im Mittelalter.<sup>36</sup> Seine Folgen sind zu beobachten sowohl an grammatischen Merkmalen mittelalterlicher volkssprachiger Schrifttexte<sup>37</sup> als auch an deren rhetorischen und poetischen Strukturen, ihren Kommunikations- und Imaginationstrategien oder den vor allem in metaphorischer Rede sedimentierten Begriffen von Schrift und Codex.<sup>38</sup> Die Schrift wie die Textualität des Schrifttextes werden im Mittelalter weithin mitbestimmt von den alle soziale und auch ästhetische Praxis dominierenden Modalitäten mündlicher Kommunikation und multisensorischer Wahrnehmung in Situationen der Kopräsenz leibhaftig anwesender Sprecher und Hörer.<sup>39</sup>

In dieser Perspektive wäre es nun aber verfehlt, die *variance* mittelalterlicher Schrifttexte im Sinne einer philologischen ‚Modernisierungsthese‘ als ein Defizit an Geschlossenheit und Stabilität zu deuten, welches im Prozeß des medialen und epistemischen Wandels zur Neuzeit hin erfreulicherweise aufgelöst worden wäre. Es müßte vielmehr darum zu tun sein, die variable Offenheit, die Prozessualität, die Flexibilität dieser Schrifttexte als Bedingung und Modus ihrer kommunikativen Funktionalität im Zusammenhang historisch spezifischer Interaktionssysteme zu beschreiben. Es ginge mithin um den subsidiären Status der Schrift als funktionalen Zusammenhang von Schriftlichkeit und Textualität einerseits und andererseits der spezifischen Situativität aller Kommunikation im Mittelalter. Das Problem ist, verkürzt gesagt, insofern die Situativität auch des tendenziell situationsabstrakten Schrifttextes.

<sup>36</sup> Dieses hat zuletzt zusammenfassend und eindrücklich dargestellt Horst Wenzel: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995, bes. S. 39, 72 ff., 89 ff., 357 u. ö.

<sup>37</sup> Vgl. zum Beispiel den Überblick von Fleischman [Anm. 6], bes. S. 27 ff.; Helmut Ter-vooren: Die ‚Aufführung‘ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik, in: Müller [Anm. 35], S. 48–66.

<sup>38</sup> Vgl. H. Wenzel [Anm. 36], bes. S. 193 ff., 328 ff., 414 ff.

<sup>39</sup> Damit wird eine prinzipielle Voraussetzung traditioneller philologischer Textkritik hin-fällig, nämlich die – lasse sie sich nun in die geschlossene Form eines Stemmas bringen oder nicht – Hierarchisierbarkeit der handschriftlichen Manifestationen ‚eines Textes‘. Sie beruhte auf der Hierarchie der Texturheber – Dichter, Redaktor, Kopist –, welche im klassizisti-schen Begriff des Autors immer schon gesetzt ist, und ermöglichte eine in der Regel zwei-dimensionale Klassifikation von Schrifttexten ([Original] – Archetyp – Hyparchetyp – gute/schlechte Abschrift; ‚Texte‘ – Redaktionen – Handschriften) als ‚Zeugen‘ für etwas, das sie selbst nicht sind. Diese Voraussetzung entfällt nun: Es gibt unter den Text und Schrift begründenden Situationen poetischer Kommunikation keine selbstverständlich privilegier-ten mehr, keine Hierarchie, und also auch keine davon hergeleitete abgestufte Ordnung der Schrifttexte. Diese bezeugen nicht mehr einen anderen, abwesenden als den einzig belang-vollen Text, sondern in ihnen manifestieren sich, freilich in spezifisch kontingenter Weise, immer situativ eingegrenzte, doch als Gegenstand historischer Forschung prinzipiell gleichrangige kommunikative Handlungen.

## 5.

Wenn man in dieser Weise vereinfachend und anlaßgemäß auch einmal polemisch auf Überlegungen und Einsichten zurückgreifen darf, welche in der jüngeren mediävistischen Diskussion eine Rolle spielen, welche sich teilweise auch unter dem Label ‚New Philology‘ befassen lassen und welche sich als Historisierung, konkreter: als Pragmatisierung philologischer Basiskategorien wie Text und Schrift darstellen, dann zeigt sich: Es ist in solchen Vorstößen ein Begriff der Situation, ein Konzept der Situationalität literarischer Kommunikation im Mittelalter mindestens impliziert, jedenfalls aber logisch zentral.<sup>40</sup> Die Beiträge des „Speculum“-Sonderheftes, um noch einmal an dieser Stelle der Diskussion anzuknüpfen, explizieren solches indes allenfalls am Rande. Die Rede ist etwa von den sozialen oder ‚realen‘ Kontexten der Texte<sup>41</sup>, von „oral situations“, „performance“, der Pragmatik von Diskursen<sup>42</sup> und davon, daß der „New Philologist must, insofar as possible, recontextualize the texts as acts of communication [ . . . ]“.<sup>43</sup> Den theoretischen Voraussetzungen eines solchen Programms gilt allerdings der ausführliche Aufsatz von Gabrielle M. Spiegel über „History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages“. Er versucht ein Konzept von der Historizität des mittelalterlichen Textes zu entwickeln, in welchem dem Begriff der ‚Situation‘ argumentationslogisch eine wichtige Funktion zukommt. Ich will dies daher mit einigen vorsätzlich selektiven Bemerkungen kommentieren.<sup>44</sup>

Ausgangspunkt der Argumentation ist eine konzise Rekonstruktion dessen, was Spiegel den „linguistic turn“<sup>45</sup> und die daraus folgende ‚semiotische Herausforderung‘ der Geschichtswissenschaft nennt: eine Grundfigur strukturalistischer und poststrukturalistischer Diskurse, wonach Sprache sich nicht mimetisch zu einer

<sup>40</sup> Vgl. auch Stackmann [Anm. 13], S. 411; Hans Ulrich Gumbrecht: Einführung [zur Sektion III. Inszenierung von Gesellschaft – Ritual – Theatralisierung], in: Müller [Anm. 35], S. 331–337, hier S. 333 f.

<sup>41</sup> Vgl. Nichols [Anm. 11], S. 9; S. Wenzel [Anm. 4], S. 12; Fleischman [Anm. 6], S. 23, 29.

<sup>42</sup> Vgl. Fleischman [Anm. 6], S. 22 Anm. 10, 24 f. et passim, 29 ff.

<sup>43</sup> Fleischman [Anm. 6], S. 37; vgl. auch Bloch [Anm. 5], S. 38 f.

<sup>44</sup> Spiegel [Anm. 7] – hiernach die im Text folgenden Seitenangaben. Der Aufsatz hat, v. a. unter Historikern, beträchtliche Resonanz gefunden; vgl. Lawrence Stone: History and Post-Modernism, in: Past and Present 131 (1991), S. 217 f., sowie die Diskussionsbeiträge „History and Post-Modernism I–IV“ von Patrick Joyce, Cariona Kelly, Lawrence Stone und Gabrielle M. Spiegel, in: ebd. 133 (1991), S. 204–209, 209–213 sowie ebd. 135 (1992), S. 189–194, 194–208. Eine deutsche (Teil-)Übersetzung liegt vor bei Christoph Conrad/Martina Kessel (Hgg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 161–202. Duktus wie Rezeption des Aufsatzes könnten dazu verleiten, ihn entlang einer jedenfalls theoretisch obsoleten Trennungslinie zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaft zu diskutieren. Ich bemühe mich ausdrücklich, solches hier zu vermeiden.

<sup>45</sup> Hier im Anschluß an John E. Toews: Intellectual History after the Linguistic Turn, in: American Historical Review 92 (1987), S. 879–907.

vor-/außersprachlichen Realität verhalte, sondern ihrerseits jeder Wirklichkeit vorausgehe und diese allererst konstituiere. „A belief in the fundamentally linguistic character of the world and our knowledge of it forms the core of what I would call the ‚semiotic challenge‘.“ (S. 60) Im Resümee saussurescher und nach-saussurescher Sprachtheorie, dekonstruktivistischer (J. Derrida), kultursemiotischer (C. Geertz) und neuer kulturhistorischer Ansätze (R. Chartier u. a.) sowie des ‚New Historicism‘ (S. Greenblatt) wird diese Herausforderung näherhin beschrieben als Auflösung der Grenze zwischen Text und sozialem Kontext durch dessen Textualisierung im Zeichen eines semiotischen, letztlich ästhetizistischen Kulturbegriffs, beziehungsweise als Entkoppelung von Text und sozialem Kontext, von ‚Literatur‘ und ‚Leben‘ im Zuge einer „massive dehistoricization to which the literary text has been subjected in recent decades [ . . . ].“ (S. 76) Demgegenüber will Spiegel ‚Realität‘ und ‚Geschichte‘ als nicht-textuelle, nicht-semiotische Strukturen rehabilitieren.

Freilich: Ein Begriff von Geschichte als außer- und vorsprachliche Realität wird nicht begründet, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt – zumal in rhetorischen Anfragen an die semiotischen Provokateure. Geschichte wird hier behauptet als „a relatively autonomous realm of human experience, unaffected by the prefiguration of linguistic construction“<sup>46</sup> – was denn doch heißt, daß die Konstitution sozialer Strukturen ohne Semiose, ohne ‚Sprache‘ denkbar sein müßte. Geschichte wird zugleich hypostasiert „as an active agent in the social construction of meaning“. (S. 64, vgl. S. 66, 84) Diese reontologisierende Rede von der Geschichte selbst als aktivem Faktor kultureller Bedeutungskonstitution blendet aber, neben allem anderen, aus, daß historischer Wandel sich in einem allgemeinsten Sinne etwa als durch Handlungen und Kommunikationen<sup>47</sup> bewirkte Evolution von Handlungs- und Kommunikationsverflechtungen versteht und daß sie daher von Spiegel zugleich bestimmt wird als auch eine „Vielzahl diskursiver Ebenen“, als eine auch „heterogene und verschlüsselte Struktur“.<sup>48</sup>

Es ist nun diese weithin unbefragte und wider besseres Wissen auf „common sense“ (S. 73) setzende Kategorie von Geschichte, die Spiegels Kritik des ‚linguistic turn‘ trägt, als Selbstverständlichkeit in ihr eigenes Konzept eingeht und

<sup>46</sup> S. 72. – Niklas Luhmann hat jüngst in einem bislang ungedruckten Vortrag an der Universität Bielefeld über „Das Erziehungssystem und die Systeme seiner Umwelt“ klargestellt, daß die Formel von der ‚relativen Autonomie‘ analytisch wenig einbringen kann, weil sie nur zwei Grenzfälle ausschließt: die Ungeschiedenheit und die totale Abschottung zweier relationaler Einheiten.

<sup>47</sup> Die nicht allein systemtheoretisch zentrale Frage nach dem Verhältnis von Handlungs- und Kommunikationsbegriff oder der Versuch Niklas Luhmanns, eine allgemeine Theorie sozialer Systeme vom Begriff der Kommunikation her zu entwickeln, stehen auf dieser Argumentationsebene noch nicht zur Debatte.

<sup>48</sup> Deutsche Übersetzung [Anm. 44], S. 175: „Yet if texts bear within them layers of discursive displacements and heterogeneous meanings, so too does history.“ (S. 74).

jenes Problem hervortreibt, das sodann zur Lösung ansteht: die Frage nach den Relationen zwischen dem Text und seinem geschichtlichen, hier also nicht-semiotischen Kontext. Die Lösung wird in einer ‚sozialen Logik des Textes‘ gesucht, und weil es dabei nicht mehr um einen prinzipiellen theoretischen, sondern vor allem um einen für mediävistische Forschung operationablen Ansatz geht, sollen auch in meinen Bemerkungen die theoretischen Grundlagenfragen von Spiegels Argumentation, also zumal die Kritik des fundierenden Geschichtsbegriffs, im folgenden auf sich beruhen können. Es geht vielmehr um den Begriff der Situation.

Dieser trägt Spiegels Versuch, zur sozialen Logik des Textes im Mittelalter vorzustoßen. Sie lasse sich „as situated language use“ verstehen<sup>49</sup>, und was dabei mit Situativität gemeint ist, wird umschrieben als „a local or regional social context of human relations, systems of communication, and networks of power [...]“.<sup>50</sup> Dabei erhebt sich freilich erneut die Frage, ob Kommunikationssysteme, menschliche Beziehungen und Machtverhältnisse so selbstverständlich kategorial unterscheidbar sind, ob sich menschliche Beziehungen ohne Machtverhältnisse, Machtverhältnisse ohne menschliche Beziehungen und beide ohne Kommunikationssysteme überhaupt denken lassen; die Aporien, in welche Spiegels traditioneller Geschichtsbegriff führt, scheinen recht trivial.<sup>51</sup> Jedenfalls stellen sich jedoch ‚menschliche‘, ‚kommunikative‘ und ‚Macht‘-Beziehungen immer auch her über den Gebrauch von Sprache, Kommunikation also. Sprachgebrauch indes ist in einem allgemeinsten Sinne stets situativ, und insofern enthält Spiegels Begriff der sozialen Logik des mittelalterlichen Textes auch einen Pleonasmus. Eine situationelle Raum-Zeit-Sozium-Struktur, Karl Bühler hat vom „Zeigfeld“ gesprochen<sup>52</sup>, ist jeder Äußerung vor- und in ihr mitgegeben. Regelmäßig aber sind Situationen in diesem Sinne immer schon gedeutete<sup>53</sup> und darin bestimmte – was als selbstverständlich einschließt, daß über Deutungen und Bestimmungen auch

<sup>49</sup> Anders S. 77: „texts represent situated uses of language“ – doch bleibt undeutlich, was Repräsentation hier meinen kann. Noch anders S. 84 (und wörtlich wiederholt bei Spiegel [Anm. 44], S. 203): Texte „as material embodiments of situated language use“ – hier sind offenbar Text- und Schriftbegriff ununterscheidbar geworden.

<sup>50</sup> S. 77; vgl. auch Spiegel [Anm. 44], S. 203.

<sup>51</sup> Vgl. auch Joyce [Anm. 44].

<sup>52</sup> Vgl. Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz, [Ungekürzter Nachdr. d. Ausg. Jena 1934] Stuttgart-New York 1982, S. 79 ff.

<sup>53</sup> Ich hebe hier ab auf etwas, was in der phänomenologischen Tradition, etwa bei Edmund Husserl oder Cornelius Castoriadis, unter dem Titel ‚Instituierung‘ reflektiert wird, die jeder Wahrnehmung und Kommunikation vorausgehende „Schaffung einer gemeinsamen Welt (*kosmos koinos*): Setzung von Individuen und deren Typen, Beziehungen und Tätigkeiten; aber auch Setzung von Dingen, von deren Typen, Beziehungen und Bedeutungen“. (Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, übersetzt von Horst Brühmann, Frankfurt/Main 1990, S. 605).

mit dem Ziel ihrer Änderung verhandelt werden kann –, und solche Interpretationen und Definitionen sind stets schon auch sprachlich vermittelt. Als Sprecher ‚tritt‘ Ego immer ‚ein‘ in eine Situation, deren Regeln er sich unterwirft – sei es auch zum Zwecke ihrer Aufhebung –, und er kann in ihr nicht kommunizieren, Sprache gebrauchen, wenn nicht auch ‚Alter‘ sprachlich kommuniziert und damit die Situation deutet. Situationen kondeterminieren also Sprachgebrauch – nicht jeder kann in jeder Situation alles sagen – und sie werden ihrerseits von Sprachgebrauch immer mitdefiniert. Insofern besteht zwischen den Begriffen ‚Situation‘ und ‚Sprachgebrauch‘ ein (mindestens partielles) wechselseitiges Implikationsverhältnis<sup>54</sup>; dies auch dann, wenn man einräumen will, daß nicht sämtliche Merkmale einer Situation sprachlich vermittelt sind.

Aus diesen einstweilen sehr pauschalen Überlegungen ergibt sich meines Erachtens die Schlußfolgerung, daß das von G. M. Spiegel vorgestellte Konzept die Rekontextualisierung mittelalterlicher Texte nicht methodisch wird orientieren können – es sei denn auf dem Wege einer ‚Semiotisierung‘ der situativen Kontexte des Sprachgebrauchs, gerade diese Option sollte hier aber überwunden werden. Der Ausdruck von der ‚sozialen Logik des mittelalterlichen Textes‘ metaphorisiert vielmehr bloß die Probleme, auf die er zielt, und die darin liegen, daß Texte immer sprachliche Elemente von Kommunikationen sind, die sich in immer auch sprachlich vermittelten Situationen vollziehen. So läuft denn auch forschungspraktisch dieser Ansatz lediglich auf den Vorschlag hinaus, die historische Aufmerksamkeit, auf die lokalen und regionalen, die kleinen gesellschaftlichen Einheiten als die rekonstruierbaren Kontexte der Texte zu richten.<sup>55</sup> Dieser Abschied von den großen Narrativen ‚der‘ Sprache oder ‚der‘ Gesellschaft mag freilich das große Etikett des Postmodernismus für sich in Anspruch nehmen.<sup>56</sup>

## 6.

Die Argumentationslinien der ‚New Philology‘ im Umfeld der Variabilität des mittelalterlichen Textes und seiner Begründungsinstanzen, so sollte sich hier auch gezeigt haben, rekurren notwendigerweise immer wieder auf den Begriff der Situation, mindestens auf Probleme, die sich auch in ihm formulieren lassen, ohne doch auf entsprechende Klärungsversuche zurückzugreifen oder solche vorzuschlagen. Dies ist am erstaunlichsten bei dem hier etwas ausführlicher diskutierten Aufsatz von G. M. Spiegel, der die besondere Chance dessen, was die so-

<sup>54</sup> Vgl. auch Dietrich Harth: *Literarische Kommunikation*, in: Ders./Peter Gebhardt (Hgg.): *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1982, S. 243–265, hier S. 244 f.

<sup>55</sup> Spiegel [Anm. 7], bes. S. 77 f., 85 f.; vgl. Nichols [Anm. 11], S. 10.

<sup>56</sup> Vgl. Lyotard [Anm. 9].



tionelle Form von Vergesellschaftung, die ‚Hof‘ heißt. Das bedeutet zunächst, weil Hof nicht überall und zu jeder Zeit ist, daß solche Interaktion räumlich und zeitlich insular bleibt. Weiterhin ist sie sozial exklusiv: Die Situationen höfischer poetischer Kommunikation liegen immer hinter den Schranken, welche Zugang zum Hof selektieren sowie Nähe und Distanz zum Fürsten regulieren<sup>63</sup> und mittels welcher der Hof sich gegenüber seiner Umwelt ausdifferenziert. Drittens schließlich und vor allem sind solche poetischen Interaktionszusammenhänge offenbar okkasionell: Praktischer Lebensvollzug und ästhetische Praxis sind am Hof nicht verlässlich und dauerhaft voneinander abgesetzt, auf Situationen poetischer Kommunikation muß man sich ad hoc verständigen und sie können sich ebenso spontan auch wieder in übergeordnete Situationen der höfischen Geselligkeitskultur auflösen. Situationen ästhetischer Performanz bilden nicht gegenüber etwa herrschaftlicher Repräsentation oder religiöser Heilsgewisserungen ausdifferenzierte soziale, kommunikative Subsysteme, deren Funktionalität und Legitimität immer schon institutionell gesichert oder von übergeordneten gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsmustern konstituiert wären. Überall läßt sich daher der höfischen Literatur ablesen, daß die Ordnungen, Sprecherrollen, Referenzen und Verbindlichkeiten literarischer Rede auf lange hin und oft unter dem Konkurrenzdruck alternativer Formen gesellschaftlicher Kommunikation immer wieder neu auszuhandeln waren.<sup>64</sup> Poetische Interaktion bei Hofe vollzieht sich in einem spezifischen Spannungsfeld von (normativer) Maßgeblichkeit und (situationeller) Anläßlichkeit.

7.

Es sind diese hier nur in unzulässiger Verkürzung erinnerten Merkmale poetischer Kommunikation und Determinanten auch der Schrifttexte im Mittelalter,

<sup>63</sup> Es scheint sinnvoll, in der gegenwärtigen Situation der Hofforschung (vgl. dazu etwa Werner Paravicini: Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters [Enzyklopädie deutscher Geschichte 32], München 1994, bes. S. 3 ff., 57 ff.) ‚Hof‘ zunächst als „Präsenz beim Herrscher“ (so Gert Melville: Um Welfen und Höfe. Streiflichter am Schluß einer Tagung, in: Bernd Schneidmüller [Hg.]: Die Welfen und ihr Braunschweiger Hof im hohen Mittelalter. Vorträge gehalten anlässlich des 33. Wolfenbütteler Symposions vom 16. bis 19. Februar 1993 [Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 7], Wiesbaden 1995, S. 541–557, hier S. 546) zu bestimmen und dieserart zumal auf die interdependenten Formen der Abgrenzung nach außen und der Strukturierung nach innen abzuheben.

<sup>64</sup> Vgl. etwa Hans Ulrich Gumbrecht: Beginn von ‚Literatur‘/Abschied vom Körper?, in: Gisela Smolka-Koerdt/Peter M. Spangenberg/Dagmar Tillmann-Bartylla (Hgg.): Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen und Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650 (Materialität der Zeichen [1]), München 1988, S. 15–50, bes. S. 25 ff.; Jan-Dirk Müller: ‚Ir sult sprechen willekomen‘. Sänger, Sprecherrolle und die Anfänge volkssprachlicher Lyrik, in: IASL 19 (1994), S. 1–21, bes. S. 1 ff.; ders.: Ritual, Sprecherfiktion und Erzählung. Literarisierungstendenzen im späteren Minnesang, in: Schilling/Strohschneider [Anm. 35], S. 43–76; Peter Strohschneider: „nu sehent, wie der singet!“ Vom Hervortreten des Sängers im Minnesang, in: Müller [Anm. 35], S. 7–30.

die das Instrumentarium des Begriffs ‚Situation/Situationalität‘ in besonderer Weise für die mediävistische Literaturwissenschaft empfehlen.<sup>65</sup> Zugleich sind es aber Merkmale, die die ästhetische Rede als etwas spezifisch Unwahrscheinliches erscheinen lassen: als eine prekäre, stets nicht aus immanent ästhetischen, sondern aus situativen Gründen vom Scheitern bedrohte Form der Kommunikation, als das nicht Selbstverständliche, nicht Normale. Und daraus ließe sich nun, vor allen literarhistorischen Ableitungen und trotz aller unumgänglichen Differenzierungen und Modifikationen, prinzipieller methodischer Gewinn schlagen; deswegen habe ich diese resümierende Skizze der Merkmale von Performanzsituationen hier in Richtung auf deren Okkasionalität forciert. Denn: Präpariert man das Problemfeld in der angedeuteten Weise, dann wird es in spezifischer Weise analytisch aufschließbar, wenn man als analytisches Interesse eines bestimmt, dem es „um ein Durchbrechen des Scheins der Normalität“ geht, „um ein Absehen von Erfahrungen und Gewohnheiten und in diesem (hier nicht transzendentaltheoretisch gemeinten) Sinne: um phänomenologische Reduktion“. Als „methodologische[s] Rezept“ hierfür schlägt Niklas Luhmann die Suche nach Theorien vor, denen es gelingt, „Normales für unwahrscheinlich zu erklären“. So nämlich erst stellt sich die „Frage nach ‚Bedingungen der Möglichkeit‘“ dessen, was in gegebenen Kontexten für normal gilt.<sup>67</sup>

Luhmann selbst hat diese analytische Regel insbesondere auch auf Kommunikation angewandt, ihr Gelingen also für unwahrscheinlich erklärt, um so dessen Möglichkeitsbedingungen und damit diejenigen sozialer Systembildung funktionalistisch systemtheoretisch konstruieren zu können.<sup>68</sup> Und es ist diese Regel, die jene charakteristischen Verfremdungseffekte seiner soziologischen Analysen generiert, welche für manche Leser stimulierender sind als das Unternehmen, sie in

<sup>65</sup> Das ist in dieser Generalisierung selbstverständlich keineswegs neu, man denke nur an Hugo Kuhns Begriffe der Gebrauchs- und Aufführungssituation; vgl. insbes. Hugo Kuhn: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen 1980; ders.: Minnesang als Aufführungsform, in: Ders.: Text und Theorie, Stuttgart 1969, S. 182–190, 364–366. Zugleich ist jedoch auch deutlich, daß hierbei der Basisausdruck keiner weiteren Klärung unterzogen worden ist. Vgl. zur Kritik Jan-Dirk Müller: Aporien und Perspektiven einer Sozialgeschichte mittelalterlicher Literatur. Zu einigen neueren Forschungsansätzen, in: Wilhelm Voßkamp/Eberhard Lämmert (Hgg.): Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung/Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft (Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses 1985, Bd. 11), Tübingen 1986, S. 56–66, hier S. 57 ff.; Peter Strohschneider: Aufführungssituation: Zur Kritik eines Zentralbegriffs kommunikationsanalytischer Minnesangforschung, in: Johannes Janota (Hg.): Methodenkonkurrenz in der germanistischen Praxis (Vorträge des Augsburger Germanistentages 1991, Bd. 3), Tübingen 1993, S. 56–71, hier S. 65 ff.

<sup>66</sup> Luhmann [Anm. 34], S. 162.

<sup>67</sup> Ebd., S. 165.

<sup>68</sup> Vgl. bes. ebd., S. 216 ff., sowie ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, in: ders.: Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1981, S. 25–34.

einer Großtheorie autopoietischer Systeme zu integrieren (obwohl beides freilich eng zusammenhängt). Ich will nun nicht den Vorschlag einer systemtheoretischen Konzeption höfischer poetischer Kommunikation ventilieren, meine indes, es möchte forschungsstrategisch ertragreich sein, diese analytische Regel auch auf die Selbstverständlichkeiten der mediävistischen Germanistik anzuwenden: auf die Existenz höfischer Literatur und (wie man annimmt) ihr Funktionieren in den Kommunikationen feudalaristokratischer Kultur. Dann nämlich ist zu sehen, daß poetische Kommunikation bei Hofe sich in historisch ganz konkreter Weise als das zeigt, als was sie auch theoretisch prinzipiell konstruiert werden kann: als eine okkasionelle, also unwahrscheinliche Form der Kommunikation unter unwahrscheinlichen situationellen Bedingungen.

Weil ich dies hier nicht ausführen kann, behaupte ich es bloß, daß sich so gesehen die Geschichte und Geschichtlichkeit höfischer Literatur historisch neu aufschließen ließen, weil sich Fragen anders stellen. Literarische, kommunikations- und mediengeschichtliche sowie allgemein soziale Sachverhalte lassen sich möglicherweise differenzierter konstruieren und komplexer aufeinander beziehen, wenn man sie als Bedingungen der Möglichkeit des Gelingens höfischer poetischer Kommunikation auffaßt, also als Sachverhalte, welche die Unwahrscheinlichkeit solcher Kommunikation in Wahrscheinlichkeit transformierten. Ich will abschließend diesen Gedanken lediglich kurz und ganz im Allgemeinen einmal durchspielen, dies zwar unter jener Perspektive, welche mit dem Skopus der Diskussion um die ‚New Philology‘ gegeben ist.

## 8.

Wenn man – heuristisch oder aus historisch konkreten Gründen – auf die situationelle Unwahrscheinlichkeit des je okkasionellen Gelingens höfischer poetischer Kommunikation setzt, dann ist nicht nur solcher Erfolg selbst erstaunlich und also erklärungsbedürftig, sondern näherhin vor allem auch das Phänomen, daß überhaupt so etwas möglich war wie die situationsübergreifende Wiederholbarkeit derartiger gelingender ästhetischer Kommunikationshandlungen; und nur als solchen, als wiederholten kommunikativen Erfolg, gibt es – jedenfalls für uns – das, was man höfische Literatur nennt. Solche Wiederholbarkeit nämlich setzt Strukturierungen, Musterbildungen, Entkoppelungen von Kommunikationsvorgängen und Einzelsituationen voraus, also – im Wortsinne – Abstraktionen gegenüber dem konkreten Ich und Du, Jetzt und Hier des je okkasionell Gegebenen.<sup>69</sup> So aber gesehen ist nicht die *variance* mittelalterlicher Texte als

<sup>69</sup> Vgl. z. B. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner. Übersetzt von Monika Plessner, Frankfurt/Main 1980, bes. S. 56 ff.; Rehberg [Anm. 3], S. 73 ff.

Manifestationen situierter Sprache das eigentlich überraschende und aufregende Problem. Sie ist dies nur aus der Perspektive einer historisch grundsätzlich anders strukturierten und funktionierenden, nämlich auf der technischen Reproduzierbarkeit von Schrifttexten beruhenden Kommunikationskultur, und so lange man von hier aus fragt, werden der radikalen Historisierung mittelalterlicher Textualität, auf welche die ‚New Philology‘ zielt, die epistemischen Begrenzungen dieses Ausgangspunktes im Wege sein.

Fragt man hingegen von der Okkasionalität poetischer Kommunikationssituationen her, dann tritt vielmehr die ‚invariance‘ mittelalterlicher Texte als Problem in den Blick: jene Merkmale, welche die okkasionale Determiniertheit poetischer Kommunikationen eindämmen, welche sie von Einzelsituationen und auch von einzelnen Kommunikatoren soweit ablösen, daß der Erfolg einer kommunikativen Handlung unter gewandelten situationellen Bedingungen wiederholt werden kann; jene Merkmale also, die aus einem Text im weitesten linguistischen Sinne als Manifestation von Sprachgebrauch überhaupt (Rede) jene relativ dauerhafte, tradierungsfähige, d. h. je neu reproduzierbare Struktur werden lassen, die wir in engerem, landläufigem Sinne einen – mündlichen oder schriftlichen – Text (Literatur) nennen, insofern wir sie situationsabstrakt überhaupt als eine identische Struktur identifizieren können. Kommunikationstheoretisch und – geschichtlich gesehen ist die je situationsgebundene prozessuale Variabilität von poetischen Kommunikationshandlungen unter spezifisch okkasionalen Bedingungen das Normale. Das Besondere, weil Unwahrscheinliche ist ihre relativ situationsabstrakte Stabilität, Statik und Dauerhaftigkeit. Erklärungsbedürftig ist der Sachverhalt, daß in der Regel weder die Mediävisten noch gar mittelalterliche Reproduzenten und Rezipienten offenbar irgendwelche Schwierigkeiten damit haben, nach Wortlaut, Versbestand und Überlieferungssymbiosen differierende handschriftliche ‚Versionen‘ heroischer Epen<sup>70</sup>, aber auch höfischer Romane<sup>71</sup>

<sup>70</sup> Dazu grundsätzlich Joachim Heinze: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Helden-dichtung* (MTU 62), Zürich–München 1978.

<sup>71</sup> Vgl. etwa Joachim Bumke: *Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbot-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane*, in: *ZfdA* 120 (1991), S. 257–304; Peter Strohschneider: *Höfische Romane in Kurzfassungen. Stichworte zu einem unbeachteten Aufgabenfeld*, in: *ZfdA* 120 (1991), S. 419–439; Nikolaus Henkel: *Kurzfassungen höfischer Erzähltexte als editorische Herausforderung*, in: *editio* 6 (1992), S. 1–11; ders.: *Kurzfassungen höfischer Erzähldichtung im 13./14. Jahrhundert. Überlegungen zum Verhältnis von Textgeschichte und literarischer Interessenbildung*, in: Joachim Heinze (Hg.): *Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposion 1991 (Germanistische Symposien Berichtsbd. XIV)*, Stuttgart–Weimar 1993, S. 39–59; Joachim Bumke: *Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert*, in: Müller [Anm. 35], S. 118–129.

oder Lieder<sup>72</sup> als Verschriftlichungen ‚eines‘ Textes oder als Figurationen zu identifizieren, die als Etappen eines Textprozesses zusammengehören.

Strukturierungen, welche im angedeuteten Sinne die Stabilisierung und Wiederholbarkeit poetischer Kommunikationen sichern, mithin aus der (situationalen) Rede eine (situationsübergreifende, doch allein situational aktualisierbare) ‚Wiedergebrauchsrede‘<sup>73</sup> machen, ließen sich etwa als spezifisch institutionelle Mechanismen theoretisieren.<sup>74</sup> Hierzu gehört natürlich zunächst die Verschriftlichung der Rede, wobei es in dieser Perspektive höchst unwahrscheinlich ist, daß sie unter den kommunikationsgeschichtlichen Bedingungen des Mittelalters immer schon zu einer weitestgehenden Abstraktion, einer völligen ‚Schließung‘ des Textes gegenüber den variablen Okkasionen seines Gebrauchs hätte führen können.<sup>75</sup> Vor der Verschriftlichung poetischer Kommunikationen indes, ihr zwar chronologisch wie funktionslogisch vorausliegend, und neben vielen anderen Stabilisierungsmechanismen der literarischen Kultur des Mittelalters wie etwa der sukzessiven Herausbildung spezifisch literaturbezogener sozialer Handlungsrollen, Handlungsmuster oder (para-ritueller, zeremonieller) Situationsrahmungen, wird nun an dieser Stelle aber das wichtig und möglicherweise innovativ diskutierbar, was man die besondere ‚Formiertheit‘ mittelalterlicher Texte nennen könnte. Dies ist aus der Perspektive neuzeitlicher literarischer Paradigmata schon immer das Auffälligste an der mittelalterlichen Dichtung und ihr Ärgernis gewesen: ihre Konventionalität, ihre Schema-, Muster- und Traditionsbezogenheit, all jene omnipräsenten Strukturierungen, welche Texte als allenfalls variierende Wiederholungen, Bearbeitungen, Über- und Fortsetzungen anderer Texte oder überhaupt dessen erscheinen lassen, was immer schon literarisch gesagt worden ist. Ein *locus classicus* hierfür wäre die Eingangsstrophe des Nibelungenliedes – *Uns ist in alten mæren wunders vil geseit* –, die das Bemerkenswerte, das sie ankündigt, als das je und je schon Bemerkte und im überpersonalen Traditionsstrom mündlicher Narration wieder und wieder Vergegenwärtigte vorstellt.<sup>76</sup> Doch ist dies gerade nicht distinktes Merkmal oralen heroischen Erzählens, sondern gleicher-

<sup>72</sup> Vgl. z. B. Günther Schweikle: *Minnesang* (Sammlung Metzler 244), Stuttgart 1989, S. 21 ff.; Jan-Dirk Müller: *Walther von der Vogelweide: Ir reimen wip, ir werden man*, in: *ZfDA* 124 (1995), S. 1–25.

<sup>73</sup> Der Terminus (hier nach Kittler/Turk [Anm. 32], S. 27 ff.) bezeichnet das Problem genau: ‚Gebrauch‘ impliziert Situationalität, ‚Wiedergebrauch‘ hingegen Situationsabstraktion.

<sup>74</sup> Vgl. Rehberg [Anm. 3]. Unterterminologisch spricht etwa auch Cerquiglini [Anm. 12] z. B. von den „formes instituées de l’écrit“ (S. 42).

<sup>75</sup> Vgl. oben Anm. 36.

<sup>76</sup> Dazu oben Anm. 24; vgl. auch Peter Strohschneider: *Einfache Regeln – Komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum ‚Nibelungenlied‘*, in: Wolfgang Harms/Jan-Dirk Müller in Verbindung mit Susanne Köbele/Bruno Quast (Hgg.): *Mediävistische Komparatistik* (FS Franz-Josef Worstbrock), Stuttgart 1997, S. 43–76.

maßen auch der schriftgestützten höfischen Großepik.<sup>77</sup> Sie kommt auf lange hin zum Beispiel mit erstaunlich wenigen Textgenerierungsmustern (Erzählschemata, Gattungsmodelle) aus: Ein elementares narratives Regelsystem organisiert bis ins Einzelne ganze Serien von Romanen strikt als Erzählungen von gefährlichen Brautwerbungsfahrten; Artusromane wurden geradezu darüber definierbar, daß sie auf der Grundlage weniger typischer Figuren-, Raum-, Zeit-, Konflikt- und Handlungskonstellationen die immer gleiche epische Welt erzählen. Was geschehen und wie es ausgehen wird, ist hier und sonst immer schon vorhersehbar, und sollte es dies einmal nicht auf Grund solcher Strukturierungen sein, dann wird die Erzählung doch durch dichte Binnenverweise jede Was- oder Ob überhaupt-Spannung<sup>78</sup> aus dem epischen Ablauf herausnehmen. Auf vielen Ebenen des literarischen Textes, von den rhetorischen und topischen Formierungen der Sprache und Darstellungselemente über die Uniformität ihrer Wert- und Wissensordnungen bis zu den Makrostrukturen epischer Welten und ganzer Erzählzusammenhänge zeigen sich höfische Erzählungen von Anfang an und durchgehend als Erfüllungen des immer schon Erwarteten, als Wiederholungen tradierter Muster, als Aktualisierungen konventioneller Modelle; so lösen sie sich von den Kontingenzen des je Okkasionellen. Das aber heißt zugleich: Keineswegs folgen diese Texte durchwegs dem Prinzip der *variance*. Variabel sind sie zwar auf jener linguistischen Ebene des ‚Wortlauts‘, auf welcher sich erst für die Episteme der Buchkultur die Identität eines Werkes entscheiden kann, doch auf zahlreichen anderen Ebenen ist die poetische Rede vielmehr spezifisch gekennzeichnet durch die ‚*invariance*‘ ihrer Traditionalität, Konventionalität, Habitualität, Formiertheit.

Gleiches gilt selbstverständlich auch für die höfische Lyrik. Darin hat der zuweilen benützte Begriff der ‚*poésie formelle*‘<sup>79</sup> ebenso sein Recht wie das mühsame Unterfangen in der Altgermanistik, den Termini und Interpretationsverfahren der Lyrikforschung alle Implikationen von Erlebnis, subjektiver Expressivität, Biographie auszutreiben.<sup>80</sup> Auch hier, zum Beispiel im Minnesang, begegnet zunächst ein erstaunlich umgrenztes Inventar von Liedtypen (Frauenpreis, Minneklage, Werbungslied, Tagelied, Kreuzzugslied), welche die stets identischen Sprachgesten und Metaphern, Sprecherrollen, rituellen Interaktionsformen, Leit-

<sup>77</sup> Vgl. die in Anm. 71 genannte Literatur.

<sup>78</sup> Der Begriff nach Clemens Lugowski: Die Form der Individualität im Roman. Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer, Frankfurt/Main 1976, S. 40 ff.

<sup>79</sup> Nach Robert Guette: D'une poésie formelle en France au Moyen Age, in: Revue des sciences humaines 54 (1949), S. 61–68; dazu Hans Robert Jauf: Ästhetische Erfahrung als Zugang zu mittelalterlicher Literatur. Zur Aktualität der *Questions de littérature* von Robert Guette, in: Ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976, München 1977, S. 411–427. Vgl. auch Cerquiglini [Anm. 12], S. 59 („Littérature formelle“) und ff.

<sup>80</sup> Vgl. auch die Beiträge in Schilling/Strohschneider [Anm. 35].

begriffe kombinieren, um das immer gleiche Minnekonzept diskursiv zu entfalten. Was hier auffällig werden soll und zunächst auch dort gegeben ist, wo Liedcorpora wie die unter den Namen Morungens, Reinmars, Walthers überlieferten oder das poetische Sondersystem ‚Neidhart‘ distinkte Profile ausbilden, das ist der „zeremonielle[] Charakter des sprachlichen Handelns selbst“.<sup>81</sup>

Natürlich: Ich akzentuiere in unzulässig vereinfachender Weise, schlage für jetzt Disparates über einen Leisten und blende unerläßliche systematische und historische Differenzierungen aus. Indes dies nicht allein, weil ich hier aus praktischen Gründen ganz pauschal bleiben muß, sondern doch auch in provozierender Absicht und im Gegenzug zu den *main streams* der Forschung, die noch immer dazu tendiert, im Typischen das Individuelle, im Konventionellen die Innovation aufzusuchen. Nicht zufällig gibt es zum Beispiel zu einem Zentralproblem mittelalterlicher Poetik wie der Wiederholung in der germanistischen Mediävistik allenfalls punktuelle Ansätze<sup>82</sup>, und wo man, wie etwa beim Minnesang der sog. schwäbischen Schule oder beim höfischen Roman des späteren 13. und 14. Jahrhunderts, an den Stereotypen und Redundanzen der ästhetischen Rede beim besten Willen nicht vorbeikommt, da ist noch immer das Epigonenverdikt mit all

<sup>81</sup> Müller [Anm. 35], S. 44.

<sup>82</sup> Vgl. zum Beispiel Michael Curschmann: Der Münchener Oswald und die deutsche spielmännische Epik. Mit einem Exkurs zur Kultgeschichte und Dichtungstradition (MTU 6), München 1964, S. 63 ff., 127 ff.; Hans Fromm: Doppelweg, in: *Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur* (FS Hugo Kuhn), Stuttgart 1969, S. 64–79; Rainer Warning: Formen narrativer Identitätskonstitution im höfischen Roman, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hgg.): *Identität (Poetik und Hermeneutik 8)*, München 1979, S. 553–589, hier S. 559 ff.; Silvia Schmitz: Das Ornamentale bei Suchenwirt und seinen Zeitgenossen. Zu strukturellen Zusammenhängen zwischen Herrschaftsrepräsentation und poetischem Verfahren, in: Hedda Ragotzky/Horst Wenzel (Hgg.): *Höfische Repräsentation. Das Zeremonielle und die Zeichen*, Tübingen 1990, S. 279–302; Peter Strohschneider: Alternatives Erzählen. Interpretationen zu ‚Tristan‘- und ‚Willehalm‘-Fortsetzungen als Untersuchungen zur Geschichte und Theorie des höfischen Romans. *Habil.schr. [masch.]*, München 1991, pass.; Walter Haug: Die Verwandlung des Körpers zwischen ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘, in: Müller [Anm. 35], S. 190–204. – Grundsätzlicher etwa: Lugowski [Anm. 78], bes. S. 32 ff., 44 ff.; Jurij M. Lotman: Die Struktur des künstlerischen Textes. Hrsg. mit einem Nachwort und einem Register von Rainer Gröbel, Frankfurt/Main 1973, S. 165 ff.; Hans Robert Jauss: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*, in: Ders. [Anm. 79], S. 9–47, hier S. 17 et pass. („Prinzip der Weiterführung“); Peter Haidu: Repetition: Modern Reflections on Medieval Aesthetics, in: MLN 92 (1977), S. 875–887; Manfred Frank: Was ist Neostrukturalismus?, Frankfurt/Main 1984, bes. S. 455 ff.; Umberto Eco: Serialität im Universum der Kunst und der Massenmedien, in: Ders.: *Streit der Interpretationen* (Konstanzer Bibliothek 8), Konstanz 1987, S. 49–65; Cerquiglini [Anm. 12], S. 59 ff.; Fleischman [Anm. 6], S. 34 f.; Assmann [Anm. 29], bes. S. 87 ff.; Wolfgang Braungart: Ritual und Literatur. Literaturtheoretische Überlegungen im Blick auf Stefan George, in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 23 (1992), S. 2–31; Paul Zumthor: Die Stimme der Poesie in der mittelalterlichen Gesellschaft. Aus dem Französischen von Klaus Thieme (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 18), München 1994, S. 69 ff.

seinen anachronistischen Implikationen schnell zur Hand. Doch käme es für eine Geschichte der literarischen Kommunikation im Mittelalter und eine Theorie ihrer Textualität auch und gerade auf derlei Konventionelles, Stereotypisches, Wiederholungshafes, auf die Zeremonialität und die rituellen Dimensionen, auf die Habitualisierungen höfischer poetischer Rede an. Denn selbstverständlich sind die Texte, auch die Glieder kleinerer Textgruppen, nicht alle identisch oder auch nur gleich. Doch ist es ein Moment ihrer spezifischen Alterität, immer wieder so zu tun, als ob sie es wären. Es handelt sich also um Stilisierungen der poetischen Kommunikation, welche Momente der Änderung, der Innovation, des Traditionsbruchs abschatten, welche Wandel als Dauer zeigen, indem sie gewissermaßen eine Ent-Historisierung und Ent-Situierung kommunikativer Handlungen bewirken: Diese rücken in ein der Okkasionalität jeweiliger Performanzsituationen scheinbar enthobenes Handlungskontinuum ein. In dessen Horizont sind sie sozusagen schon immer legitim. Diese spezifische Historizität der höfischen Literatur, die aus unserer Perspektive sich eher als Geschichtslosigkeit darstellt, ist insofern ein Moment ihrer Verbindlichkeit und Geltung und Situationsabstraktion, mithin ihrer Stabilisierung gegenüber den Kontingenzen einzelner Kommunikationszusammenhänge.

Was hier also Gegenstand einer Geschichte poetischer Kommunikation werden könnte, die Stabilisierungen und Legitimierungen dieser Kommunikationsformen im kommunikativen ‚Haushalt‘ einer Kultur, das sind charakteristische institutionelle Effekte. Sie beruhen auf Stilisierungen, Typisierungen und Abstraktionen: nämlich auf der Bildung von Mustern und Schemata der poetischen Rede – von den rhetorischen Formungen der Sprache bis zu den makrostrukturellen Textordnungen. Und ihre Leistung wird vor allem darin zu suchen sein, daß sie die Kontingenz und Okkasionalität der poetischen Kommunikation drosseln, daß sie ihr Freiheitsgrade entziehen, so aber ihre Wahrscheinlichkeit, Überpersonalität und Verbindlichkeit steigern, die Chancen auf ihr Gelingen und ihre Wiederholbarkeit erhöhen. So wird, mit anderen Worten, dasjenige erwartbar, weil wahrscheinlich, was aus prinzipiellen Gründen wie von den konkreten situationalen Bedingungen der *performance* her als hochgradig unwahrscheinlich zu konzipieren war: der Erfolg höfischer poetischer Kommunikation. So wird aus der Rede eine Wiedergebrauchsrede, und diese – läßt sich sagen – kann unter den gegebenen medien- und kommunikationsgeschichtlichen Voraussetzungen schwerlich anders, als zugleich flexibel und stabil zu sein: flexibel in der Anpassung an die Situation ihres jeweiligen Gebrauchs (*variance*), stabil in der Ablösung von deren Okkasionalität zum Zwecke der Wiederholbarkeit unter gewandelten Bedingungen (‚Formiertheit‘).

9.

Woran ich unter dem Stichwort ‚Formiertheit‘ erinnern wollte, das sind all jene Formen der Stabilisierung poetischer Kommunikation im Mittelalter, die deren



prinzipielle und historisch konkrete Okkasionalität gewissermaßen ausbalancieren, Formen, die mir mit Rücksicht auf die vergleichsweise wenig generalisierten Kommunikationsverhältnisse dieser Kultur als funktional beschreibbar scheinen. Als Interdependenz solcher relativ situationsabstrakten ‚Formiertheit‘ der poetischen Rede und der spezifischen situationellen *variance* des Textes, meine ich, müßte man die soziale, also kommunikative Logik des mittelalterlichen Textes rekonstruieren können. Dabei dürfte dann auch sichtbar werden, daß die ‚Schließung‘ des Textes nicht nur eine Generalisierung und Anonymisierung von poetischen Kommunikationssituationen voraussetzt, wie sie sich erst in Spätmittelalter und früher Neuzeit mit neuen technischen Medien, mit sozialen Mechanismen der institutionellen Sicherung poetischer Kommunikation, mit der sukzessiven Ausdifferenzierung eines gesellschaftlichen Handlungssystems ‚Literatur‘ entwickelt. Sondern es könnte sich dann auch zeigen, daß erst dieser andere, nicht mehr an okkasionalen, unwahrscheinliche Situationen der Kommunikation unter Anwesenden, sondern an die stabile soziale Institution des Autors sowie an generalisierte und anonymisierte Kommunikationsverhältnisse gebundene und daher weitgehend invariante Text fortschreitend verzichten kann (und dann im Zeichen ästhetischer Originalität und Autonomie auch verzichten muß) auf jene Formierungen der literarischen Rede, welche unter den Voraussetzungen okkasionaler poetischer Kommunikation die Bedingung ihrer Möglichkeit waren. Der Text und seine Textualität sind dann etwas ganz anderes, weil seine Situationalität sich grundsätzlich verändert hat.